

Neigen. Die Arbeiter gehen nicht auf den Seim, sondern proklamieren am 17. August die Obstruktion. Als die Unternehmer mit Ausperrungen antworten wollen, kommen die Arbeiter zuvor, indem sie die Fabriken nicht verlassen, und den Betrieb aufrechterhalten. Die Regierung schreibt den Behörden vollständig passives Verhalten vor, um Blutvergießen zu vermeiden. Neben den wirtschaftlichen Zwecken, eine Betriebsstilllegung zu verhindern, treten politische Forderungen und auch politische Spielereien: rote Fahnen, rote Garbe, Mäherbewegung usw. Es geht aber alles ordentlich zu, ohne Uebergriffe, ohne Verwüstung, mit strenger Disziplin. In vielen Betrieben übernehmen die Arbeiter Millionen und Millionen von Material und hüten es sorgfältig. Der Beweis erhöhter Produktivität in eigener Regie kann nicht erbracht werden, weil der Metallarbeiterverband die Obstruktion aufrechterhält, was theoretisch ein Absurdum war, praktisch aber in dem Mangel an Rohmaterialien seine Erklärung findet.

Ueber zwei Wochen haben die Arbeiter, teils im Verein mit den technischen Leitern und dem Aufsichtspersonal, teils ohne dieses, die Betriebe, Hochöfen, Arsenale, Automobilfabriken, Waffenfabriken, Artilleriewerkstätten besetzt gehalten und in ihnen gearbeitet, ohne Lohn zu erhalten. Das war eine tüchtige Kräfteleistung. Da die übrigen Arbeitergruppen sahen, daß sich das ganze so friedlich abspielte, gingen sie auch an, ihre Betriebe zu besetzen; an einem einzigen Tage wurden in Mailand 200 Betriebe besetzt, die gar keine Beziehung zur Metallindustrie hatten. Unter diesen Umständen drangen die Unternehmer in die Regierung, ihre Eigentumsrechte zu wahren. Die Regierung, die sehr gut wußte, daß dies ohne Blutvergießen nicht möglich war, ließ die Arbeiter gewähren und bewog die Unternehmer, von ihrer Absicht, nur nach Verlassen der Fabriken zu unterhandeln, abzustehen.

So kam in schweren mühseligen Sitzungen ein **Ausgleich** zustande, der Lohnerhöhungen von 40 Proz. bewilligt (32 und 21 Proz. für jugendliche oder weibliche Arbeiter und Anaben), sechs Ferientage im Jahre, Entschädigung bei Entlassungen nach dreijähriger Dienstzeit. Durch ministerielles Dekret wird eine Kommission eingesetzt, aus sechs Vertretern der Konföderation der Arbeit und sechs der Industrie, die einen Entwurf für die Betriebs- und Verwaltungskontrolle der Betriebe durch die Gewerkschaften ausarbeiten sollen und über die Frage der Entlassung und Einstellung von Arbeitern, in der die Gewerkschaften sich das entscheidende Wort vorbehalten wollten, Vorschläge vorlegen. Maßregelungen finden nicht statt. Die Lohnzuschläge gelten vom 15. Juli an; die Zeit der Besetzung der Betriebe wird nicht bezahlt. In diesem letzten Punkt haben die Arbeiter nachgeben müssen.

Es ist ein großer gewerkschaftlicher Sieg. Wäre der Kampf, wie dies der Parteivorstand bei der Mailänder Zusammenkunft vorgeschlagen hatte, als politischer Kampf angesehen worden und der Leitung des Parteivorstandes übergeben, um die allgemeine Uebernahme aller Betriebe durch die Arbeiter als politische Enteignung durchzuführen, so wäre er aller Voraussetzung nach zu einer entscheidenden politischen Niederlage geworden. Die Taktik der Besitzergreifung war durch eigentümliche Umstände, eben durch einen Lohnkampf in der Zeit der Krise, ausgezwungen worden. Erfolghaft war sie nicht durch ihre faktische Wirksamkeit, sondern als Drohung, durch die politischen Nebenumstände, die sich nicht leicht wiederholen dürften.

Nicht durch eine neue Taktik haben die italienischen Metallarbeiter die Gewerkschaftspraxis bereichert, aber sie haben den Beweis geliefert, daß sie durch strenge Disziplin fähig sind, auch eine sehr gewagte Taktik anzuwenden, und Selbstzucht genug besitzen, um als geschlossene Masse den Führern zu folgen, auch wenn deren Worte nüchtern und hart sind, ohne das Plittergold der revolutionären Phrase, die sich darin gefällt, die Vorsicht der Regierung als Ohnmacht zu deuten.

Die Regierung hat sehr wohl gewußt, was sie tat, als sie sich weigerte, Polizei und Militär zur Verteidigung der

Fabriken herzugeben. Sie hat Blutvergießen verhindert und den Unternehmern gezeigt, daß die Zeiten gekommen sind, Opfer zu bringen, wenn nicht aus Einsicht, so doch aus Vorsicht. Wenn die Unternehmer dabei etwas gelernt haben, so war die Metallarbeiterbewegung mehr als ein gewerkschaftlicher Sieg. Auch die Arbeiter haben dabei gelernt, daß es mit der materiellen Besitzergreifung der Betriebe nicht getan ist.

Weißensee in Moabit.

Was sich in der letzten Woche vor den Schranken des Moabiter Sondergerichts abspielte, war ein Spiegelbild der verfahrenen Zustände unseres öffentlichen Lebens.

Da ist zunächst das **Ausnahmegericht**, wie es die Verteidigung nennt, oder das Sondergericht, wie es sich selbst bezeichnet. Aus Zeiten des Bürgerkrieges geboren, seiner gesetzlichen Grundlage nach bestimmt, gegen meuternde Freikorps zu wirken, wird dies Gericht zunächst angerufen gegen eine Vereinigung von kommunistischen Arbeitern, die Waffen trugen und einen Sicherheitspolizeibeamten nachlässigerweise niederschlugen. Da sind ferner diese kommunistischen Angeklagten — ein buntes Gemisch von meist jugendlichen Burken, die Franzismus oder — Idiotismus in die Reihen der R. M. D. und der „A. D.“ getrieben hat. Und da sind schließlich die Verteidiger. Doch das ist ein besonderes Kapitel.

Was zunächst das Gericht anbetrifft, so halten wir es nicht für zuständig. Die Verordnung des Reichspräsidenten sollte ganz zweifellos Meutererscharen treffen, die sich aus bestehenden militärischen Verbänden ablösen und eine selbständige Weiterexistenz fristeten. Sie sollte auch die Organisationen nach dem Muster der Orgefa treffen. Der Staatsanwalt aber wandelt — zu seinem großen Leidwesen natürlich! — die ganze Sache um zu einer Aktion gegen Arbeiter. Selbstverständlich nur, um die Staatsautorität zu schützen! Der Vaie aber wird der Ansicht sein, daß, wenn schon ein Strafverfahren gegen diese Angeklagten nötig war, die bestehenden Zivilgerichte schon hinlänglich „sicher“ wären und die Hinzuziehung eines Majors und eines Feldwebels total überflüssig sei. Das Sondergericht war in diesem Falle doppelt unangebracht, weil es den Verurteilten jede Möglichkeit eines Rechtsmittels nimmt.

Was die Angeklagten betrifft, so muß man fast Mitleid mit ihnen haben. Diese Kämpfer für Sozial-Deutschland bilden ein so buntes Gemisch von Unerfahrenheit, Grobmannschaft, krankhafter Reizung zur Lüge und vollkommener Verblöding, daß man sie mit einem Lächeln abtun könnte, wenn sie nicht den Typus jener Geisteslosen stellen. Die neuerdings die ganze deutsche Arbeiterbewegung in Mißkredit bringen. Sie gehören zu dem Kreise jener Strohtrupps, die sozialdemokratische — neuerdings auch unabhängige — Versammlungen sprengen, Redner und Hörer terrorisieren und den Verdacht an ein Sektentum des Großkapitals nie aussterben lassen. Zwei der Angeklagten sind sogar von dem Sondergericht freigesprochen worden, weil ihre geistige Zurechnungsfähigkeit als nicht vorhanden angesehen wurde, einem dritten wurde krankhafte Reizung zur Lüge nachgeredet und erbliche Belastung festgestellt. Das sind die Kämpfer der Weltrevolution, die den in Jahrzehnten des Kampfes geformten Aufbau der Arbeiterorganisationen in Trümmer schlagen wollen.

Man kann sie bedauern. Man muß sie bedauern, wenn man an einige ihrer Verteidiger denkt. Daß in einem so ernsten politischen Prozeß Szenen aufgeführt werden konnten, wie sie die Rechtsanwälte Broß und Lamp hervorriefen, ist ein Trauerspiel. Wenn schon die Herren Fränkl, Weinberg und Wöhler entrüstet den Saal verlassen, weil sie für die Ausschüsse ihrer Kollegen nicht die Miterantwortung übernehmen, so muß es schon sehr arg hergegangen sein. Vor Gericht ist es ja keine Seltenheit, daß Angeklagte plötzlich den „wildem Mann“ spielen, aber daß Verteidiger ihnen

darin Konkurrenz machen, war bis jetzt nicht üblich. Es ist Herrn Lamp unter Aufsicht des Herrn Broß vorbehalten geblieben, diese neue Art der Darstellungsform einzuführen. Ob Melancholie oder Temperament den größeren Teil der Schuld an diesen Exzessen tragen, ist belanglos. Reinlich bleibt ein solches Betragen auf jeden Fall, besonders, wenn es von Leuten mit formaler Bildung geübt wird.

Der neueste Kommunistenprozeß ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Republik. Weder für die Angeklagten als Vertreter einer Klasse oder einer Idee, noch für ihre juristischen Sachwalter, noch für das ganze Verfahren selbst.

U.-S.-D.-Kostgänger Moskaus.

Die „Freiheit“ schrieb jüngst von den Parteien, die sich bei der Dritten Internationale angeschlossen haben, „daß es sich bei den meisten einfach um Stipendiaten von Moskau handelt, um Vertreter, deren Bewegungen ohne russisches Geld zusammenbrechen würden, also um Werkzeuge der russischen kommunistischen Partei“.

Dazu bemerkt jetzt die „Neue Fahne“:

Die „Freiheit“ scheint in ihrer Aufregung ein sehr kurzes Gedächtnis bekommen zu haben. Sonst würde sie wissen, daß es eine Zeit gab, wo die Moskauer Stipendien Organisationen und Zeitungen der U. S. D. nicht ganz unwillkommen gewesen sind.

Die „Freiheit“ wird nicht umhin können, sich zu dieser Behauptung zu äußern. Das Auftreten der Moskauer Diktatoren gegen die U. S. D. wäre ja um vieles verständlicher, wenn die Moskauer sich als Brotherrn der U. S. D. fühlen könnten. Die Moskauer haben ja den Grundhieb „Was Brot ich esse, des Lied ich singe.“ in ihrem Reiche mit einer Konsequenz durchgeführt, die in der ganzen Welt einzig dasteht. Sie würden es schwer begreifen, wenn Organisationen und Zeitungen, die von ihnen finanziell gestützt werden, gelegentlich anders wollten als sie selbst.

Ein solches Abhängigkeitsverhältnis hat aber nichts mehr mit der internationalen proletarischen Solidarität zu tun, die die Kostgänger Moskaus immer vorschützen, um ihre Politik der hohlen Band zu rechtfertigen. Die deutsche Arbeiterbewegung zumal war auf ihre Selbstständigkeit stets stolz, und wo sie aus internationaler Solidarität gab, nicht nahm, hat sie niemals als Entgelt Ueberzeugungsware gefordert. Erst durch Krieg und Revolution sind Teile von ihr in eine Abhängigkeit geraten, die ihr nicht zur Ehre und nicht zum Segen gereichen. Was an ihr gesund geblieben ist, lehnt ein solches unwürdiges Verhältnis ab.

Organisationskampf um Moskau.

In den letzten Tagen hat eine ganze Reihe weiterer unabhängiger Organisationen zur Frage des Anschlusses an Moskau und der Unterwerfung unter die bekannten 21 Bedingungen Stellung genommen. Eine größere Anzahl von Organisationen als bisher erklärte sich dieses Mal gegen Moskau; ob das auf Zufall oder auf beginnende Einsicht zurückzuführen ist, sei dahingestellt. Abgelehnt wurde der Anschluß mit 582 gegen 328 Stimmen in Gera, obwohl dort der bekannte unabhängige-kommunistische Stern für die Bedingungen eintrat. — Gegen den Anschluß sprach sich ferner mit 54 gegen 31 Stimmen eine Bezirksversammlung in Chemnitz aus, desgleichen der außerordentliche Bezirksparteitag der U. S. D. Braunschweigs nach Meiningen von Dexter (gegen Moskau) und Stöcker (für Moskau). Der Anschluß wurde mit 76 gegen 20 Stimmen abgelehnt. Gegen die Unterwerfung unter Moskau erklärten sich ferner die oberhessische Organisation, die Kreisorganisation für Friedberg-Güdingen sowie einstimmig eine Kreisorganisation in Wehlart.

Für die Unterwerfung unter Moskau stimmte eine Mitgliedsversammlung der Ortsvereine G. r. Oldendorf und Osterwald, die Kreisorganisation des Kreises Soldau, eine Konferenz der Kreisorganisation Hildesheim, eine Mitgliedsversammlung der U. S. D. Arfeld (gegen 6 Stimmen) sowie eine Kreisversammlung in Wöhre mit 28 gegen 2 Delegiertenstimmen. In

In England, Belgien und Holland.

Reiseindrücke von Adolf Braun.

II.

Der Bahreame ist viel entgegenkommender und der Verkehr mit ihm lächer, wenn man England verläßt, als wenn man nach England kommt. Von Dover fuhr ich wieder nach Dünkirchen. Wesmerdienst ist noch immer die Furcht vor der Minengefahr; es sollen jetzt noch Minen angehängt werden, deren Ladung fürchterliche Verberungen anrichten könnte. Auf dem Schiff wurde behauptet, daß man auf der Fahrt nach Ostende drei Minen gelesen habe, und daß dies der Grund sei, warum trotz kaum bewegter See die Fahrt länger gedauert habe, als das Fahrplannmäßig zu erwarten war. Von Ostende hatte ich Gelegenheit, im Automobil durch das hübsch verwickelte Gebiet über Opern nach Brüssel zu fahren. Meine Eindrücke übertrafen in fürchterlicher Weise alle Erwartungen, die mich auf dieses vorderreiteten. Zahlreiche Orte, die ich aus meinem früheren Aufenthalt in Belgien kannte, bestanden nicht mehr. Kein Haus, auch keine Ruine steht von Neuvort. In Opern steht kein Haus, nur aus sorgen Resten kann man den gewaltigen Umfang der alten Tuchhülle erkennen, nur aus einem fürchterlich zerstückelten Pfeiler des Turmes der Tuchhülle kann man Architektur und Ornamentik dieses für die Wirtschaftswie Kunstgeschichte so bedeutenden Baues erraten.

Einige Unterstände sieht man, zwei, vielleicht drei Häuser, die für die Dauer hergestellt sind, nicht mehr auf der weiten Fahrt. Die Restbauten sind nicht zahlreich und machen ausnahmslos einen unheimlichen Eindruck. Schlechte Holzbauten, Wechleblöcken im „Südfranzösischen Stil“, wo man sich früher freudig flandrische Kunst und spanisch-flandrische Bauweise ins Gedächtnis eingepflanzt hatte. Wiederhergestellt sind Eisenbahnen und Straßen. Viele Wirtschaftshäuser sieht man in den Restbauten, auch Kirchen sind als Restbauten hergestellt. Jeder dieser Ruinen steigert die Trauer über das, was gewesen ist. Den fürchterlichsten Eindruck machte ein großer Wald, durch den wir wohl etwa zwanzig Minuten fuhren, die Stämme stehen alle, aber keiner hat eine Krone. Die Zweige fehlen und kein grünes Blatt erhebt das Auge. Fürchterlicher als alle zerstörten Städte und Kunstwerke wirkt dieser vernichtete Wald, diese dem Kriege unterlegene Natur. Nur ein Taute könnte diesen Wald mildern. Auch sonst sieht man weite, weite Gebiete ohne einen Menschen, ohne eine weibende Kuh, ohne ein Schaf. Aber die Natur lebt dort, freilich ganz anders als vor dem Kriege. In großen Kreisläufen gedeiht Lappschiff, man erzählt, daß diese Kreise Frischer sind, die man nicht mehr erkennt, weil sie mit Wasser gefüllt sind, aus dem das Schilf wächst. Auch sonst nutzloses Unkraut erwächst dem Boden. Man erzählt mir, daß der Boden nicht bloß durch die Einschüsse zu Trümmern zertrübt ist, daß auch die giftigen Gase den Boden verpestet haben. Auf den von den Geschossen aufgerissenen Boden lehrte die schwere Ackerkrume rasch wieder zurück; viele Stunden vergangen aber, bevor sich der Sand auf den Boden wieder senkte; so hätten die giftigen Gase Zeit gehabt, den fruchtbarsten Boden zu vernichten.

Brüssel ist im Vergleich mit der Lebendigkeit und Lebensfreudigkeit seiner Bewohner vor dem Kriege eine halbtote Stadt geworden. Die Restaurants und Kaffeehäuser, die im Jahre 1913 bis in die späten Abendstunden nicht gefüllt waren, sind jetzt besetzt, die Straßen sind sanft nicht mehr so belebt wie früher, die Stadt, in der ich keine Vernichtung sah, leidet wohl schwer, als Hauptstadt eines kleinen Landes, in dem 80000 Häuser durch den Krieg zerstört worden sind.

Auch in Belgien hatte ich fast nur Gelegenheit, mit Parteigenossen zu sprechen. Ich kann mir in dankbaren Worten für ihre freundliche Aufnahme und ihre kameradschaftliche Bestimmung danken. Sie stellten mit größter Anteilnahme Fragen über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland. Aber auch von den Belgiern, die keine Parteigenossen waren, und mit denen ich auch nur kurz zusammentraf, die mußten, daß ich ein Deutscher war, habe ich kein unfreundliches Wort gehört, auch die Behörden kamen mir durchaus forter entgegen. Man empfahl mir, daß ich die nach Deutschland gemeldeten kommunistischen Organisationen nicht überlagern solle. Die Belgier wählten sehr wohl, daß ihr Hafen von Antwerpen, daß viele ihrer Seebäder auf die deutsche Kundtschaft angewiesen sind. Es sei natürlich schwer, heute schon die alten gastlichen und kameradschaftlichen Beziehungen wieder aufleben zu lassen. Aber daß dies der Wille vieler Belgier ist, scheint festzustehen. So wurde mir berichtet, daß die Verwendung deutscher Arbeiter zum Wiederaufbau Belgiens, wenn diese Arbeiter nicht als Lohnverdiener Sammelkonzern treiben und wenn auch sonst manches, was notwendig ist, beobachtet wird, durchaus willkommen geheißen werden könnten. Auf meine Bemerkung, daß Belgiens Kohlerzeugung wieder ihren normalen Zustand erreicht habe, und daß man und doch nicht aufzwingen solle, auch nach Belgien weiter Kohlen zu liefern, was die Wiederaufbau Deutschlands in hohem Maße erschwere, wurde mir geantwortet, daß die Annahme, daß Belgien sich mit seinen Kohlen verlegen könne, falsch sei; man dürfe die Kohlen nicht lediglich nach den Mengen beurteilen, man müsse die Qualität im Auge behalten, Deutschland sei in der Lage, Kohlen zu schaffen, die Belgien unbedingt benötige, auf die unmöglich verzichtet werden könne. Nichts sei wichtiger für die Befriedigung der deutsch-belgischen Beziehungen, als die Schaffung voller Arbeitlicher Verhältnisse. Die Tendenz, die in den Erörterungen über die Kohle in der deutschen Presse in Erscheinung trete, schade nur in Belgien, weil die Information der deutschen öffentlichen Meinung durchaus falsch, zum mindesten nicht ausreichend sei.

Ganze Eisenbahnzüge bestehen aus deutschem Eisenbahnmateriale. Auf den Bahnhöfen trauern sich sehr moderne, schwere deutsche Lokomotiven. Ich vermutete, daß es weit mehr sind, als der belgische Verkehr aufnehmen kann. Als ich hierauf das Gespräch mit einem sehr hohen belgischen Beamten leitete, wollte er mich überzeugen, daß die Deutschen ihr schlechtestes Material den Belgiern geliefert hätten. Die deutschen Lokomotiven seien für Belgien eigentlich gar nicht zu brauchen. Ihre Getriebeanlagen sind mit belgischer Kohle nicht zu betreiben, die Art der Lokomotiven sei dem Unterbau der belgischen Bahn nicht anpaßt. Ich versicherte, daß Deutschland sehr gern bereit sein würde, die Lokomo-

ten und auch die belasteten Eisenbahnwagen sofort zurückzunehmen und von unierer Lokomotiv- und Wagonfabriken für Belgien passenden Ersatz herstellen zu lassen. Eine Antwort auf diesen Vorschlag bekam ich nicht.

Von Belgien führte mich der Weg nach Amsterdam. Auch dort wurde ich sehr freundlich aufgenommen, aber ich erfuhr, daß weite Kreise unierer Parteigenossen noch stark enttäuscht geküht und in ihrer Auffassung über Deutschland durch die unabhängige Presse stark bestimmt sind. Man fürchtet auch die Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland. Es wurde mir Gelegenheit gegeben, in einem sehr großen Kreise holländischer Parteigenossen Aufklärungen über die wirtschaftliche Lage und über die politischen Verhältnisse Deutschlands zu geben. Das Interesse an Deutschland, besonders für die Bedeutung des deutschen Geisteslebens, war sehr groß.

Der Aufenthalt in Amsterdam, einer der schönsten und interessantesten Städte Europas, wird für den Deutschen recht bedauernd durch den Zustand unierer Heimat. Ich war in Amsterdam noch vor dem letzten Sturz unierer Reichsmarke, aber ich zahlte schon Preise, die die meisten Deutschen erträgen müssen. Ich hatte ein Zimmer, das die berühmte holländische Reinlichkeit einigermaßen vermissen ließ, im 5. Stock, ein Zimmer ohne Fenster, das nur Oberlicht hatte. Für dieses Zimmer und ein Frühstück mit etwas Käse und Marmelade zahlte ich in deutschem Gelde ohne Zwinggeld 88 M. für die Nacht. Eine Einzelnummer von „Der Welt“, unierem Amsterdamer Parteiblatt, kostete in deutschem Gelde 1,32 M. Man ist so an die hohen Preise gewöhnt, daß auch deutsche Waren an phantastischen Preisen verkauft werden. So wurde von mir für ein Berliner Abendblatt der Preis von 3,40 M. verlangt, was über mein Interesse am „Berliner Tageblatt“ ging. Vielleicht hätte ich für die Abendausgabe des „Vorwärts“, wenn sie zu kaufen gewesen wäre, dieses Geld angelegt.

Ueberseht man die Preise, die ich in England, Belgien und Holland zu zahlen hatte, in deutsches Geld, so erzählt man, daß wir weit billiger leben, daß auch uniere Eisenbahn- und Posttarife erheblich niedriger sind als die der drei Länder, durch die ich fuhr. Der Versuchung, die deutsche Wätsa zu verschlechtern, indem man sich in England einen Krug oder Saube kauft, entgeht man leicht, weil die Preise in England, von den holländischen ganz zu schweigen, für den Durchschnittsdeutschen unerschwinglich sind. Aber auch Engländer und Holländer klagen ganz außerordentlich, ihre Gehälter sind nur annehmend den Verhältnissen angepaßt. Ein junger, eben verheirateter Doktor, was etwa einem außerordentlichen Universitätsprofessor entspricht, erzählte mir, daß er ein Jahresgehalt von 400 Pfd. Sterling, also 8000 Goldmark weit über 70000 Papiermark, habe, daß er sich aber dabei die größten Einschränkungen auferlegen müsse. Eine Wohnung von zwei Zimmern und eine Küche, die er freilich seit langem vergeblich suchte, kostete 100 Pfd. Sterling, also etwa 18000 Papiermark. Ein holländischer Gewerkschaftsbeamter erzählte mir, daß er 4000 holländische Gulden Gehalt habe, was nach dem gegenwärtigen Kurs rund 80000 Papiermark sind, daß man aber damit in Amsterdam nur schwer auskommen könne. Ich war in seiner sehr bescheidenen Wohnung

